

An Tagen wie diesen

von Hubert Graff, Aachen

Es ist Freitag. Grundsätzlich ein kurzer Tag, weil die Gleitzeit ein frühes Dienstende ermöglicht.

Frühbesprechung. Thema ist ein Gerichtsverfahren, das am Vortag mit einer lebenslänglichen Verurteilung wegen Mordes endete. Die Mordkommission unserer Dienststelle hatte an diesem Ergebnis maßgeblichen Anteil. Dann Tagesgeschäft. Eine Beschuldigtenvernehmung in einem Fall wegen häuslicher Gewalt. Zur Abwechslung ist ein Mann einmal das eigentliche Opfer. Weiter geht's. Die Festnahme eines „Stalkers“ steht an. Der Mann hat seine Lebensgefährtin wiederholt bedroht, geschlagen und ihr die Türen eingetreten. Nun war das Maß voll und er muss sich verantworten. Unspektakuläre Festnahme, verbunden mit jeder Menge Formalismus.

Wenig später rückt das erste Team unserer Dienststelle zu einem Suizid aus. Ein Arzt hat sich das Leben genommen. Private Probleme. Ein zweites Team muss ebenfalls in den Einsatz. Wiederum ein Suizid. Ein 38jähriger Mann hatte sich im Wald erhängt.

In all dieser routinierten Geschäftigkeit, deren einzelne Geschichten schon Raum für ein Buch bieten würde, nähern wir uns der Mittagspause und dem erhofften Dienstende.

Nur noch eine Stunde, dann ist Wochenende. Dann klingelt das Telefon.

„Klinikum Aachen, ungeklärte Todesursache, Baby nach Reanimation verstorben“. Die Frage des Dienststellenleiters: Kannst du das machen?

Aufgrund der personellen Situation ist es kein Thema, dass ich „das mache“. Ein zweiter Kollege, der schon ein strammes Pensum absolviert hat, erklärt sich zur Mitarbeit bereit. Also dann mal los.

Auf dem Weg zum Klinikum kreisen die Gedanken um den Sachverhalt. Was werden wir antreffen? Wie reagieren die Eltern? Plötzlicher Kindstod oder vielleicht doch ein Tötungsdelikt?

Die Eltern sind auf der Kinder-Intensivstation leicht auszumachen. Sie stehen auf dem Flur und weinen. Der Vater scheint völlig aufgelöst, die Mutter halbwegs gefasst. Der Großvater steht hilflos daneben. Ein Freund der Familie geht nervös und unsicher über den Flur.

Zunächst halten wir Rücksprache mit der Ärztin. Schnell erkenne ich, dass die Chemie zwischen uns stimmt. Wir besprechen einen Weg zwischen notwendigem Formalismus und menschlichem Verhalten gegenüber den Eltern. Die würdevolle Verabschiedung der Eltern von ihrem nur zehn Wochen alt gewordenen Sohn ist mir wichtig. Die Ärztin bemüht sich um das seelische Wohl der Eltern und zieht einen Krankenhauspsychologen hinzu.

Mein Handy klingelt. Meine Frau am Telefon. „Bist du heute pünktlich, wir müssen ...“

Ich unterbreche. „Wird später. Totes Baby. Melde mich, wenn ich dazu komme!“

Wir begeben uns zu dem Baby und tätigen unsere notwendigen Untersuchungen. Mit größter Wahrscheinlichkeit ein plötzlicher Kindstod. Keine Verdachtsmomente. Wir richten alles für die Verabschiedung her. Eltern, Großvater, der Freund der Familie und ich suchen das Zimmer auf. Die Eltern und insbesondere der Vater sind kaum zu halten. Fragen nach dem Sinn dieses Todes und der Ursache werden gestellt, fast herausgeschrien. Tränen, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit. Die Eltern machen sich Vorwürfe. Ich stehe als Fremdkörper daneben. Staatliche Autorität die sein muss.

Mir fällt in dieser Situation die Bibel ein. Jesus erweckte Tote zum Leben. Wäre das doch so einfach. Hand auflegen und der kleine Junge erwacht aus seinem „Schlaf“. Illusion, Wunschdenken, Hilflosigkeit auch bei mir. Die menschliche Komponente verlangt viel ab. Während mein Kollege mit der Ärztin noch Formalitäten bespricht bleibe ich bei den Eltern. Ich halte es aus, obwohl es kaum auszuhalten ist. Ich „funktioniere“ und das ist gut so.

Nach etwa einer Stunde fahren wir zur Dienststelle. Mein Kollege unter Zeitdruck. Ein wichtiger privater Termin. Kein Thema. Ich war ja froh, dass wir diese Situation als Team „abarbeiten“ konnten.

Jetzt noch ein Telefonat mit dem Staatsanwalt, den Vorgang schriftlich fixieren und dann endlich nach Hause. Wieder klingelt das Handy. Meine Tochter. „Papa, wann bist du hier. Ich warte schon und wollte ein Eis holen.“ Leider auch hier eine Absage. Es dauert noch. Wieder kreisen die Gedanken. Viele müssen sich auf unseren Job einstellen, Verständnis haben, kompromissbereit sein. Keine Selbstverständlichkeiten.

Mittlerweile ist es fast 18 Uhr. Eigentlich wollte ich schon vier Stunden zuhause sein.

Die Fahrt nach Hause wühlt mich auf. Im Radio läuft von den Toten Hose das Lied „An Tagen wie diesen...“. Ich höre nur noch den Refrain. Den Text der Strophen blende ich aus. Immer wieder der Refrain. „An Tagen wie diesen wünscht man sich Unendlichkeit“.

An Tagen wie diesen, weiß ich nicht, was ich mir wünsche. Vielleicht wünsche ich mir Kraft für die trauernden Eltern, vielleicht wünsche ich mir Kollegen, die solche Tage und Erlebnisse mit mir teilen.

Der Wunsch nach einer verständnisvollen Familie, nach Menschlichkeit trotz Formalismus und einem unbeschadeten Verarbeiten solcher Situationen macht sich breit.

Ich stelle die Musik lauter und singe den Refrain so laut ich kann mit. „An Tagen wie diesen...“ Es hilft. Als ich zuhause ankomme habe ich mich halbwegs herunter gefahren. Ich komme nach Hause! Meine Tochter hat ihr Eis alleine

gegessen. Meine Frau merkt mir an, dass es wieder einmal etwas zu verdauen gibt. Alltag.

Die Nacht ist unruhig. Gedanken kreisen. Bilder kommen wieder. Alles spielt sich ein. Samstagmorgen. Familienfrühstück. Alltag. Normalität. Gott sei Dank.!

Mein Beruf ist spannend, abwechslungsreich, fordert. Manchmal ist es hart aber im Grunde genommen kann ich mir keinen anderen Job vorstellen.

„An Tagen wie diesen....“ Ich höre mir das Lied noch einmal an und singe wieder laut mit. Nur diesmal anders